

(1)

„Denn Gottes Werke sind wir, in Christus Jesus zu guten Taten geschaffen, die Gott dazu bereitgestellt hat, dass wir uns in ihnen bewegen.“

Dieser Vers des Epheserbriefes (2,10) stellt in wunderbarer Weise das Ziel des Menschseins vor Augen, zu dem die gerufen sind, die an Christus glauben. Sie sind Gottes Geschöpfe, sein Werk, wie alle Menschen. Doch wissen sie sich in die Neue Schöpfung hineingenommen, die durch Jesus allen Menschen angeboten ist. In diesem Sinn sind sie in Christus geschaffen. So wird offenbar, wozu alle Menschen geschaffen sind: zu guten Werken, die schon von Gott bereit sind, angedacht, für uns ausgesucht

Unsere Menschenaufgabe ist es, in diese Sphäre der für uns bereitgestellten guten Taten einzutauchen, uns darin zu bewegen, in ihr unterwegs zu sein ... Diese Sphäre ist ein weiter Raum, kein schmaler Weg, von dem man leicht abkommen könnte, keine Einbahnstraße, in der das Umkehren nicht möglich wäre. Eine Sphäre vielmehr, in der wir uns frei bewegen können, in der es viele Angebote gibt und zahllose Alternativen, wie es der unerschöpflichen Kreativität Gottes entspricht.

In Christus wurde der Zugang zu dieser Sphäre erneuert. Von ihr sang aber auch der Prophet Jesaja, wenn er von seinem geliebten Freund sang, der einen Weinberg schuf, damit darin die edelsten, süßesten Trauben wüchsen:

*„Mein Freund hatte einen Weinberg auf einer fruchtbaren Höhe.
Er grub ihn um und entfernte die Steine und bepflanzte ihn mit den edelsten Trauben.
Er baute mitten darin einen Turm und hieb eine Kelter darin aus.
Dann hoffte er, dass der Weinberg süße Trauben brächte ...“ (Jes 5,2)*

„Wozu sind wir auf Erden?“, lautet die alte Katechismusfrage. Man könnte sie auch anders formulieren: „Wie soll ich leben? Was für ein Mensch soll ich werden und vielleicht einmal sein?“ Die Antwort, die Mary Ward seit der geistlichen Erfahrung von Allerheiligen 1615 auf diese Fragen gibt, spricht von der Schönheit eines Zieles. Es erscheint ihr als ein sicherer und klarer Zustand, zugleich viel schöner, als sie ausdrücken und erklären kann. Es erscheint ihr als ein vollkommenes Sein, zugleich vertraut sie darauf, dass es zumindest bis zu einem gewissen Grad erreichbar ist.

Es ist ein schönes Sein, es ist ein glückliches Sein, zugleich ganz geerdet, mit Mensch und Welt verbunden. Kein religiöses Sonderdasein. Ein Glück vielmehr, das darin besteht, das Gute zu tun. Ein glückliches Sein von freien, wahren und gerechten Menschen.

„Lieber Pater, es drängt mich sehr, Ihnen zu meiner größeren Beruhigung und Sicherheit das mitzuteilen, was sich in diesen beiden Tagen zugetragen hat, besonders das, worüber ich Euer Hochwürden schon gestern schrieb.

Wenn ich nun daran gehe, es niederzuschreiben, finde ich, je besser ich es erkenne, mich desto unfähiger, es zu erklären. Ich scheine es zu lieben, und doch quäle ich mich seinetwegen, denn ich habe keine Wahl, sondern muss es festhalten und wage dennoch nicht, es als wirklich gut zu ergreifen, ehe es gebilligt ist.“

Mary Ward hat diesen Brief an ihren Beichtvater P. Roger Lee an Allerheiligen 1615 geschrieben, einem Sonntag, wie sie später festhielt. Die Woche zuvor hatte sie Exerzitien gemacht: *„Ungefähr acht Tage vor Allerheiligen 1615 schrieb ich meinem Beichtvater (denn er war krank und schwach), dass ich gern diese acht Tage Exerzitien machen würde, ihn bittend, er möchte usw. und meine Halbjahresbeichte hören, wenn es an der Zeit wäre, falls seine Gesundheit ihm das gestatten würde. Er stimmte beidem zu.“* (D 124) Nach ihrer eigenen Einschätzung verbrachte sie die ersten vier oder fünf Tage der Exerzitien nachlässig: *„Dann beichtete ich und nahm mir danach vor, die kommenden zwei Tage gesammelter und sorgfältiger zu sein. Ich kommunizierte am Vigiltag von Allerheiligen.“* (ebd.)

An diesem Vortag von Allerheiligen hatte sie P. Lee bereits einen Brief geschrieben, der ihn vermutlich erreichte; jedenfalls befindet er sich nicht unter Mary Wards Papieren. Der Brief von Allerheiligen selbst blieb bei ihr und erreichte seinen Adressaten nicht. P. Lee war inzwischen von Saint-Omer abgereist. Er war sehr krank und verstarb im Dezember.

Die Art der mystischen Erkenntnis, die Mary Ward am Vortag und an Allerheiligen geschenkt wurde, lässt sich vielleicht mit der Erfahrung des Ignatius am Cardoner vergleichen: *„Nicht dass er irgendeine Vision gesehen hätte, sondern er verstand und erkannte viele Dinge, ebenso sehr von geistlichen Dingen wie von Dingen des Glaubens und der Wissenschaft. Und dies mit einer so großen Erleuchtung, dass ihm alle Dinge neu erschienen.“* (BP 30)

Es ist eine Erkenntnis, die ihr keine Wahl lässt. Ignatius beschreibt einen solchen Zustand in seinem Exerzitienbuch als *„erste Wahlzeit“*: *„Wann Gott unser Herr den Willen so bewegt und anzieht, dass diese fromme Seele dem Gezeigten folgt, ohne zu zweifeln noch zweifeln zu können“* (EB 175). Zugleich ergibt sich ein möglicher Widerspruch zu einem anderslautenden kirchlichen Urteil, eine Spannung, die Mary Wards späteres Leben kennzeichnen wird. Im konkreten Fall zieht sie ein negatives Urteil ihres Beichtvaters in Erwägung, dem sie Gehorsam gelobt hat. Später gibt Winefrid beim Verhör zu Protokoll, sie sei überzeugt, dass der Heilige Geist sich selbst nicht widersprechen kann.

„Es scheint ein bestimmter, klarer und vollkommener Zustand zu sein, den man in diesem Leben haben muss, und einer, der ganz und gar unentbehrlich für diejenigen ist, die die Pflichten dieser Lebensweise gut erfüllen sollen. Ich las nie von etwas damit Vergleichbarem. Es ist nicht wie bei den Heiligen, deren Heiligkeit sich hauptsächlich in jener Vereinigung mit Gott zeigt, die sie außer sich sein lässt. Ich nahm da einen offensichtlichen Unterschied wahr, fühlte mich jedoch mehr bewegt, diesen Zustand zu lieben und zu wünschen als all jene Gnadenerweise.“

Die „Pflichten dieser Lebensweise (Institute)“, das sind die Lebensregeln, die sich die Gemeinschaft Mary Wards gemäß dem Vorbild des Jesuitenordens geben wollte. Bischof Blaes von Saint-Omer hatte bereits im März 1615 festgehalten: „Nachdem sich dann ihre Zahl vermehrt hatte, fassten sie ihre Lebensweise und die Formula ihres Institutes schriftlich zusammen, welche wir, nachdem sie ins Lateinische übersetzt waren, genau prüften, billigten und sehr im Herrn lobten, und sie darüber hinaus aufforderten, dass sie, durch Brauch und tägliche Erfahrung belehrt, hinzufügten, wegnähmen oder abänderten, wie der Geist Gottes es ihnen eingeben würde.“ (D 114) Ein halbes Jahr später hatte Mary Ward vom Bischof den Auftrag erhalten, eine solche überarbeitete und aktualisierte Fassung zu erstellen, die in Rom dem Papst überreicht werden sollte, um von ihm die Anerkennung der Gemeinschaft zu erwirken. Diese „Ratio instituti“ beschäftigte Mary Ward auch in der Zeit ihrer Exerzitien.

Zur „*größeren Vereinigung mit Gott*“ (D 124) machte sie diese Exerzitien, und die Vereinigung mit Gott, so wird ihr klar, hat nicht ihr Ziel darin, außer sich zu geraten. Ekstatische Erlebnisse und Verzückungen, die aus dem Leben von Heiligen berichtet werden und zur Zeit der Gegenreformation im geistlichen Leben einen großen Stellenwert besaßen, bezeichnet sie als Gnadenerweise, doch nimmt sie wahr, dass sie einen anderen Weg gewiesen wird.

Vier Jahre später, am 10. Oktober 1619 sieht sie in einer Meditation Gott „*unmittelbar und sehr klar in mein Herz eingehen und sich nach und nach darin verbergen*“ (D 213 G). Ekstasen sind dadurch gekennzeichnet, dass der Mensch sich selbst und die ihn umgebende Realität „verlässt“, um Gott im Außerordentlichen zu finden und mit ihm eins zu werden. Hier wird der umgekehrte Weg gegangen. Gott kommt zum Menschen, zu seiner Realität. Er nimmt Wohnung im menschlichen Herzen, kommt in Fühlung mit dem, was sich darin bewegt. Er macht sich klein, damit auch anderes in diesem Herzen Platz hat: die Menschen, die Zuwendung und Hilfe brauchen, die Situationen, die bestanden werden wollen. Gott verbirgt sich mehr und mehr im Gewöhnlichen und die Vereinigung mit Gott ist Geheimnis und geschieht im Stillen, nicht in Erdbeben und Feuer, nicht im Sturm, sondern in der kaum merklichen sanften Berührung.

„Das Glück dieses Zustandes war (soweit ich es in Worte fassen kann) ein einzigartiges Freisein von allem, was einen von irdischen Dingen abhängig machen könnte ...“

Wenn wir ganz in unserer Realität bleiben, weil wir wissen, dass Gott mit uns ganz in der Realität bleiben will, so besteht natürlich die Gefahr, in dieser Realität aufzugehen. Hier muss eine Gegenkraft einsetzen, die aber nicht zu Weltflucht oder Entweltlichung führt. Es geht also nicht darum, sich von der Welt mit allen irdischen Gütern zu distanzieren. Ich darf und kann das Geschaffene, die Natur und das vom Menschen Geschaffene, nützen und genießen. Aber ich darf mich nicht einfangen lassen, meinen Wert nicht daraus ableiten, muss auch wieder loslassen können.

Die Anwesenheit Gottes in unseren Herzen bewirkt von innen her ein Freisein und immer mehr Freiwerden von allen abhängig-machenden Kräften, seien es Besitz und Konsum, seien es Leistung und Karriere, seien es Fitness und Gesundheitswahn oder etwas anderes, das uns bestimmen will. Die Kunst besteht darin, mit den Dingen zu leben, ohne in ihnen aufzugehen. Mary Ward fasst es so: *„Es schien eine freundliche Loslösung von verschiedenen Dingen dieser Welt zu sein, so als ob weder sie einen Anteil an mir hätten, noch ich an ihnen. Ich kann sie gleichermaßen besitzen oder entbehren; ich kann sie sehen, ohne sie zu lieben; ich kann sie mögen, ohne in ihnen zu leben.“* (D 198F)

Abhängig kann ich von der allgemeinen Meinung sein oder von den im Lauf meines Lebens gesammelten Vor-Urteilen, aber auch von Menschen, die ich nicht loslassen, nicht frei lassen will. Hängen bleiben kann ich an meinem Gewordensein, einer bedrückenden Jugend vielleicht, engen Verhältnissen, Enttäuschungen und Brüchen. Unfrei kann ich auch in Bezug auf die Zukunft sein, weil ich mir ein Bild von mir oder meinem Leben gemacht habe, das sich nun nicht mehr verändern darf. Ich kann mich abhängig machen von dem, was mich ängstigt, weil ich es befürchte.

In der bereits zitierten Meditation (D 198F) erkennt Mary Ward das Ideal des Freiwerden in der Freiheit der Apostel verwirklicht: *„Ich nahm wahr, dass ihre Weise, alles zurückzulassen, wunderbar, vollständig und vollkommen war und dass dies der Grund war, dass ihnen eine solche Fülle von Gnade gegeben war. Ich hätte gern gewusst, was für eine Art Loslassen dies war, das so friedvoll, schlicht und vollständig schien und sich so sehr vom Gewöhnlichen unterschied. (...) Mir schien, sie hatten weder einen Erbspruch noch einen Ruheplatz bei irgendeinem Gut dieser Welt, und dadurch stand ihre ganze Zuneigung und demzufolge der ganze Mensch ihrem Meister zur Verfügung. Ohne das wären sie nie aufnahmefähig für eine solche Fülle von Gnade gewesen noch fähig, ihm so sehr Dienst zu erweisen.“*

„ein einzigartiges Freisein ... zusammen mit voller Hinwendung zu allen guten Werken und Eignung und Verfügbarkeit für sie“

Wir sind Gottes Werk, von ihm geschaffen und ins Dasein gerufen. Wir sollen Gottes Werk sein und immer mehr werden, indem wir in seinem Sinn wirken, so dass Gott selbst in uns und durch uns in unsere Zeit und in unsere Welt hinein wirken kann: „Gottes Werke sind wir, in Christus Jesus zu guten Taten geschaffen, die Gott dazu bereitgestellt hat, dass wir uns in ihnen bewegen.“

Wir können in Gottes Sphäre des Guten unterwegs sein, dazu sind wir geschaffen. Das erfordert unsere volle Hinwendung zum Guten als unserem ersten und höchsten Ziel. Das erfordert sodann unsere Eignung für das Gute. Weil wir vertrauen können, dass Gott uns alles Notwendige zur Verfügung stellt, gilt es, unsere Fähigkeiten einzusetzen und weiterzuentwickeln. Das erfordert schließlich unsere Verfügbarkeit für das Gute, indem wir uns von nichts anderem fest- und abhalten lassen.

Was aber ist das Gute? In der Ratio instituti stellt Mary Ward neben die *„Anstrengungen in der Erziehung und Unterweisung junger Frauen und Mädchen ... alle anderen Werke der Liebe und Demut“*, das heißt des Dienstes an den Menschen (D 126). Liebe und Dienst am Menschen, das ist es, was Jesus uns vorgelebt hat. An ihm können wir uns orientieren, ihn zum Vorbild nehmen.

So erkannte Mary Ward in den Exerzitien im April 1618 *„dass der Weg, den Jesus im Gebrauch aller geschaffenen Dinge einschlug, der vollkommenste ist.“* (D 172 C) Vermutlich in der darauffolgenden Jahreswende am Namen Jesu Fest wurde ihr laut Inschrift des Bildes 27 des Gemalten Lebens, *„eine gerechte und mit großen glanz begabte seel sichtbarlich gezeigt“*. Sie sah die unbeschreibliche Schönheit eines solchen Seins und dass es *„zur erblichen gerechtigkeit führet, und Christo dem herrn alß einen vollkhomnisten vorbild aller tugent gleichförmig machet.“*

Jesus ist für alles Verhalten Vorbild, durch die wiederholte Meditation der Evangelien wird sein Handeln mehr und mehr verinnerlicht, um das eigene Leben und Handeln zu prägen. Auf diesem Weg sind wir eingeladen, in der Freiheit Christi zu leben. „Ich bin so frei“, lautet die höfliche und etwas förmliche Antwort, wenn wir eingeladen sind, einzutreten, Platz zu nehmen oder uns zu bedienen. „Ich bin so frei“, könnte die Antwort lauten auf Gottes Einladung, in der Sphäre des Guten unterwegs zu sein und an dem uns je möglichen Guten mitzuwirken. „Ich bin so frei“, könnte die Antwort lauten auf den Ruf Jesu, ihm nachzufolgen, indem wir in Liebe und Dienst leben wie er.

„dabei wurde mir auch die Entdeckung der Freiheit geschenkt, die ein solcher Mensch haben muss, alles auf Gott zu beziehen, aber ich meine, das war später oder bei einer anderen Gelegenheit, bin mir aber sehr sicher, dass so etwas geschah.“

Wenn wir uns das oben beschriebene „Freisein von ...“ und „Freisein für ...“ als Pole vorstellen, als Punkte, zwischen denen ein Pendel hin- und herschwingt, dann ist hier der Ort beschrieben, an dem das Pendel gehalten ist: die Freiheit, alles auf Gott zu beziehen.

In den Aufzeichnungen vom Oktober 1619 entfaltet Mary Ward, wie das sich konkret gestaltet. Nach fünf Punkten über ihre Weise der Meditation, des Kommunionempfangs, der Beichte, der Gewissenserforschung und der geistlichen Lesung folgen vier, die den Gottesbezug in den alltäglichen Verrichtungen des Lebens beschreiben (D 213 A): **Schatz in Gott:** *Ich will bei Gott aufheben, was zufrieden stellend ist, und in allen Leiden und Nöten zu ihm eilen um Abhilfe und Ausgleich.* – **Übereinstimmung des Willens:** *Von gesundheitlicher Kraft, Schönheit oder anderen Fähigkeiten, die für Gottes besseren Dienst wünschenswert sind, will ich ihm geben, was ich habe. Und was mir fehlt, will ich in ihm finden, indem ich demütig akzeptiere zu entbehren, was von seiner Vorsehung entzogen ist.* – **Abkehr von Einflüsterung und Sünde:** *Von der Sünde will ich mich abwenden durch einen liebenden Blick auf Gott, weg vom eigenen Versagen, indem ich (durch ein kurzes Zeichen oder einen inneren Akt) anerkenne, was ich getan habe, wieder zu ihm hin.* – **Um Gott zufriedenzustellen:** *Besonders aber eine große Sehnsucht bei jeglicher Handlung, dass Gott gerade dadurch erfreut werde.“*

Folgen wir Gottes Einladung, alles Schöne und Gute, das wir in unserem Leben erfahren dürfen, dankbar zu Gott zurückzubringen. Folgen wir Gottes Einladung, alles, was uns belastet, verletzt oder ängstigt, zu Gott in Beziehung zu setzen und darauf zu vertrauen, dass er Ausgleich schenkt, wenn nicht Abhilfe schafft. Folgen wir Gottes Einladung, uns in seinen Dienst zu stellen und ihm dabei zu überlassen, welche Mittel er uns zur Verfügung stellen will und welche nicht. Folgen wir Gottes Einladung, im Misslingen und Fehlverhalten die Nähe Gottes zu suchen, es vor ihm als solches zu bekennen und es aus Liebe zu Gott zu korrigieren. Folgen wir Gottes Einladung, in allem und jedem, im Großen und ganz Banalen dem zu entsprechen, was Gott vorgesehen hat, das Gute zu wirken, das für mich vorbereitet ist. Folgen wir Gottes Einladung mit unserem „Ich bin so frei.“ Denn davon war Mary Ward zutiefst überzeugt, dass unser Reichtum darin besteht, dass wir „einen freien Zugang und offenen Weg zu Gott haben“ (GL 38), von dem alles kommt, was wir brauchen. Das macht unsere Freiheit zu einer glückseligen.

„... alles auf Gott zu beziehen ...“

An anderer Stelle schreibt Mary Ward: „*Er, von dem alles kommt, soll alles haben.*“ (D 198 A) Bei Ignatius heißt dasselbe: Gott in allen Dingen finden. Nun darf das natürlich nicht naiv verstanden werden, als wären alle Gegebenheiten meines Lebens direkt und unmittelbar das, was Gott für mich will. Dazu ist alles Irdische viel zu sehr gebrochen und mit menschlichen Anteilen, auch bösen, verwoben. Dennoch warnt Mary Ward davor, „*zu glauben, dass uns alle Dinge zufällig widerfahren, anstatt aus allem, was geschieht, als aus der Hand Gottes kommend Nutzen zu ziehen.*“ (D 166 B)

In gewisser Weise müssen wir Glaubende zweisprachig leben. Wir kommen nicht umhin, vieles rein immanent als zufällig zu verstehen: dass wir an dieser Krankheit leiden, dass uns jenes Unglück widerfährt, dass die böse Tat eines Menschen zufällig uns trifft. Dennoch kennen wir noch eine zweite Sprache, die hinter dem Zufälligen und durch es hindurch das Mitgehen Gottes und darüber hinaus seinen Segen als bleibende Bejahung und unverbrüchliche Zusage eines guten Zieles und Ausgangs buchstabiert.

Auch wenn wir Dinge erleben, die ganz und gar nicht im Willen Gottes sind, sollen wir sie dennoch zu Gott zurückbringen und zu ihm in Beziehung setzen. Dazu braucht es eine große innere Freiheit, die Mary Ward im Jahr 1616 folgendermaßen beschreibt:

„Ruhe, so dass gesehene Schwierigkeit nicht beunruhigt – Klarheit in der Wahrnehmung aller Dinge, der gegenwärtigen, einige zukünftige erwünscht, Schwierigkeiten, die sich ereignen könnten und im menschlichen Miteinander nicht vermieden werden können – all diese Dinge, groß oder klein, wahrgenommen und verstanden – mit Gewissheit und in ihrem eigenen einfachen Sein, wie sie sind. Freiheit, dass Dinge, die erwünscht sind, erwünscht bleiben, und eine Wirksamkeit und Bereitschaft, sie zustande zu bringen, aber ohne Besorgnis; gegenteilige Dinge missbilligt, aber ohne Ängstlichkeit; das Innere gleichermaßen im Frieden, was auch immer von diesen Widrigkeiten eintreffen sollte; die wichtigste Auswirkung: man liebt oder ist abgeneigt entsprechend der vorgenannten Erkenntnis, man ist bereit, auszuführen oder nicht, jedoch indifferent eingestellt, was auch immer sich ereignet. Man sieht die Gefahr von ungünstigen Dingen, aber ohne Furcht, Angst oder Beunruhigung; ein großes Vertrauen, dass Gott seinen Willen verwirklichen wird; schließlich ist man frei von allem und wünscht nur das eine, nämlich Gott zu lieben. Und hier bleibt man frei und zufrieden“ (D 149).

Wenn das Widrige, das Ver- oder Zerstörende, ob nun vorhergesehen oder nicht, geschehen ist, bleibt die Linie die gleiche: „*gleichermaßen sich dem fügend, was Gott zulassen wird, und allem gegenüber präsent, aber an nichts hängend, wünscht man nichts, außer ihn zu lieben*“ (ebd.)

„Ich schien intuitiv eine so gestaltete Seele zu sehen, aber weit schöner, als ich es in Worte fassen kann. Es kam mir dann vor, und so ist es auch weiterhin in meinem Bewusstsein, dass sich die Menschen im Paradies vor dem ersten Fall in diesem Zustand befanden; es schien mir dann, und diese Hoffnung dauert an, dass unser Herr mich das sehen ließ, um mich auf diesen Weg einzuladen und weil er mir rechtzeitig Gnade geben wollte, einen solchen Zustand zu erreichen, in gewissem Maß zumindest. Jenes Wort Gerechtigkeit...“

Schönheit, Ursprünglichkeit, Einladung sind die Stichworte. Es ist immer wieder die Schönheit dieses Seins, die Mary Ward berührt. Diese Weise des Seins, die ihr vor Augen steht, ist schön, ist in sich stimmig, ist die ursprüngliche, wesenhafte, von Gott in die Schöpfung hineingelegte. Von der „erblichen Gerechtigkeit“, dem genauen Gegenteil der Sündigkeit und Gebrochenheit, in der wir Menschen uns eben auch immer schon vorfinden, spricht die Inschrift des Gemalten Lebens. Mary Ward ist überzeugt, dass dieses Ursprüngliche nicht ganz und gar entzogen ist. In gewissem Maß zumindest erreichbar, fühlt sie sich mit der Hilfe der Gnade dazu eingeladen.

In späteren Exerzitien zeigt sie sich wieder: *„Die Kostbarkeit dieses Zustandes, wo die Sinne der Vernunft und die Vernunft dem Willen Gottes gehorchen, wo es weder Dunkelheit im Verstehen noch Neigung zum Bösen gibt. Wo unser Tun dem Willen unseres Schöpfers entspricht. Wo die Zufriedenheit darin besteht, dass unser Gott dadurch erfreut wird.“* Mary Ward bittet darum: *„O mein Gott, ist es in diesem Leben möglich, so zu leben? Schenke es, mein Jesus, soweit es irgendjemand zuteilwerden kann, derjenigen, die du so geschaffen hast und dazu, solche Dinge zu tun. Ich weiß, mein Gott, dass die Dunkelheit des Verstehens und eine Neigung zur Sünde (in gewissem Maß zumindest) bestehen bleiben, aber diese sind an sich Leiden, nicht Sünde.“* (D 196 C)

Jenes Wort Gerechtigkeit, das ist mit Robert Bellarmin der Inbegriff aller Tugenden, der Inbegriff allen guten Handelns. Gerechtigkeit entsteht, wo nach dem Willen Gottes gefragt und das menschliche Wollen mit dem göttlichen in Übereinstimmung gebracht wird. Damit das Gute nicht nur erkannt und gewollt, sondern auch getan wird, müssen darüber hinaus die inneren Neigungen und Antriebe mit dem Denken und Wollen in Einklang kommen, müssen im Menschen das Empfinden und die Vernunft zusammengehen und kongruent werden. Das Wesen des Menschen in seiner Gottebenbildlichkeit ist Entsprechung. Diese Entsprechung ist im menschlichen Leben noch nicht Wirklichkeit, bleibt Auftrag.

„Jenes Wort Gerechtigkeit und die Menschen in früheren Zeiten, die Gerechte genannt wurden, Werke der Gerechtigkeit, in Unschuld getan, und dass wir so seien, wie wir erscheinen, und so erschienen, wie wir sind, dies kam mir seither oft in den Sinn, mit Freude daran.“

Mary Ward nennt nur Stichworte, die P. Lee offensichtlich geläufig waren und über die sie sich vermutlich ausgetauscht hatten. Sie sieht sie nun im Zusammenhang mit der Seinsweise, die sich ihr gezeigt hat. Gerechtigkeit, so Robert Bellarmin, „disponiert den Menschen dazu, dass er sich in allen Handlungen gut verhält.“ Als gerecht bezeichnet die Bibel Noah, denn „er ging seinen Weg mit Gott“ (Gen 6,9), Abraham, denn er glaubte Gott und dieser „rechnete es ihm als Gerechtigkeit an“ (Gen 15,6), und Josef, „der gerecht war“ und Maria nicht bloßstellen wollte, ja darüber hinaus sie auf die Weisung Gottes hin zu sich nahm (Mt 1,19f.24).

Werke der Gerechtigkeit, gute Werke müssen in Unschuld getan werden, um ihrer selbst willen beziehungsweise um der Menschen willen, denen sie zugutekommen, nicht mit Hintergedanken, nicht mit Nebenabsichten, nicht, um andere zu manipulieren, nicht um gut dazustehen und nicht um Anrechte zu erwerben. In dem Buch, das Mary Ward in ihrer Jugend geistlich geprägt hat, im „Geistlichen Kampf“ von Lorenzo Scupoli, wird im 4. Kapitel dazu aufgefordert, in einer fortwährenden Übung die Dinge umfassend zu betrachten, „wie sie in sich selbst sind und nicht wie sie zu sein scheinen; denn indem wir uns so üben, gelangen wir zur Erkenntnis der Wahrheit jener Dinge, die wirklich gut sind, und der Falschheit und Nichtigkeit der anderen, die nie erfüllen, was sie im Erscheinen versprechen“. Zu den Dingen gehören natürlich und vor allem die Handlungsweisen von Menschen.

So warnt Mary Ward aus der Inquisitionshaft im Angerkloster ihre Gefährtinnen im Paradeiserhaus: „*Glaubt Worten nicht, wenn die Taten nicht entsprechend sind.*“ (D 1144) . Viel früher fragt sie in einer ihrer Ansprachen in Saint-Omer: „*Wer kann ein Geschöpf oder einen Freund lieben, der nicht so ist, wie er zu sein scheint?*“ (D 166 A) Und auf sich selbst gewendet, sieht sie sich vor der Aufgabe, „*mich in meiner eigenen Sicht so erscheinen zu lassen, wie ich bin*“ (D 196 D). Mein Selbstbild muss mit der Realität konfrontiert werden, dass ich mich sehe, wie ich bin.

Daraus folgt nun nicht die Haltung: So bin ich nun mal. Seht zu, wie ihr damit zurechtkommt. Der Wunsch, „*dass wir so seien, wie wir erscheinen, und so erschienen, wie wir sind*“, ist keine bloße Tautologie, also zweimal dasselbe. Er zielt vielmehr zum einen auf Aufrichtigkeit: dass wir uns so zeigten, wie wir sind; dass wir uns nicht anders geben, als wir sind. Er zielt aber auch auf Glaubwürdigkeit: dass wir so seien, wie wir zu sein vorgeben, dass wir halten, was wir zu sein versprechen, dass wir nicht nur Christen heißen, sondern auch sind.

„Und das alles sollen Sie wissen und angemessen beurteilen (obwohl ich mehrmals, seit ich zu schreiben anfang, ein außerordentliches Erschrecken in mir fühlte und darüber hinaus die Furcht, dass Sie all das als nichtig ansehen und darüber sehr betrübt sein könnten). Wie dem auch sei, gepriesen sei unser Herr, der mir jemanden an die Seite gegeben hat, der mir sagen kann, was gut ist.

Ich habe darüber hinaus bei dieser Gelegenheit gedacht, dass diese unsere Lebensweise vielleicht bis zum Ende der Welt fort dauern könnte, da sie dem entspricht, wie wir zuerst begannen. Einmal fand ich die Frage in mir, warum dieser Zustand der Gerechtigkeit und die Tugend der Aufrichtigkeit sich mir als so besonders notwendig zeigt als der Grund und (Ursprung?) all der anderen Tugenden, die die Mitglieder dieses Instituts ausüben müssen...“

Wie zu Beginn ihres Briefes formuliert Mary Ward hier, dass sie sich dem Urteil ihres Beichtvaters anvertraut. Zugleich spürt sie Erschrecken und Furcht vor dessen Missbilligung, die sie in einen unlösbaren Zwiespalt bringen würde. Denn das, was sich in den zwei Exerzientagen gezeigt hat, ist zu mächtig in ihr, als dass sie es beiseiteschieben könnte. Das bestätigt sie indirekt durch die folgende Aussage, mit der sie den Bogen von der Vergangenheit über die Gegenwart in die Zukunft spannt. Die ihr gezeigte Seinsweise entspricht dem paradiesischen Ursprungszustand, Mary Ward fühlt die Einladung, in dieser Seinsweise zu leben, sie wird bis zum Ende der Welt fortbestehen. Im November 1630 in der letzten großen Appellation an den Papst formulierte Mary Ward dasselbe als Gewissheit: Gott gab *„die Sicherheit, dass diese Lebensweise in der Kirche Gottes bis zum Ende der Welt bestehen werde“* (D 1111).

Die Tugend der Aufrichtigkeit stellt Mary Ward ausdrücklich neben den Zustand der Gerechtigkeit, obwohl diese alle Tugenden umfasst. Dieselbe Kombination findet sich im Vorwort zu ihren autobiographischen Aufzeichnungen. Sie bittet dort die Leser, Gerechtigkeit zu üben, indem sie *„das ihnen hier Vorgelegte nicht nach ihren eigenen Vorlieben beurteilen, sondern alles der Wahrheit gemäß einordnen“*. Sie sollen sich darum bemühen, *„Liebhaber der Wahrheit und Vollzieher der Gerechtigkeit zu werden“*, denn dann *„wird die Wahrheit selbst sie von Irrtümern befreien, ihre Urteile zurechtrücken, ihr Wissen vervollkommen, sie mit wahrer Weisheit ausstatten, sie befähigen, die Dinge genau wahrzunehmen, wie sie in sich selber sind, und den Unterschied zwischen geringfügigen Gegebenheiten und solchen von großer Bedeutung und was in jeder Situation zu tun oder nicht zu tun ist.“* (AB 1) Um das Rechte zu tun, muss ich frei werden von Irrtümern, meine Urteile zurechtrücken lassen, die Dinge genau wahrnehmen, wie sie in sich selber sind.

„... und es kam mir, dass die Patres der Gesellschaft, da sie Männer sind und weise und gelehrt, die Aufgaben dieser Lebensweise durch ihre natürlichen Fähigkeiten auch ohne die so besondere Mitwirkung der Gnade Gottes erfüllen könnten, wie sie die immerwährende Wachsamkeit und Sorgfalt in der Ausübung der oben genannten Tugenden erfordern mag. Wenn deshalb etwas bei ihnen in der Gefahr des Niedergangs stünde, wären es diese (...). Ebenso dass wir, denen die Bildung, Urteilskraft und andere Möglichkeiten fehlen, die den Männern offen stehen, dennoch aus der Hand Gottes wahre Weisheit erlangen können und die Fähigkeit zur Ausübung aller Tätigkeiten, die die Verwirklichung unserer Lebensweise von uns fordert, wenn wir in diesen gegründet sind.“

Die Erkenntnis „Nimm dasselbe von der Gesellschaft“ brachte ja nicht nur Licht und Klarheit, sondern auch eine Not mit sich: Wie sollen Frauen dasselbe ausüben können wie die studierten Jesuiten? Nun die Antwort: Frauen können es durch Gottes Gnade. Und umgekehrt dürfen auch die Jesuiten nicht vergessen, dass sie trotz aller Studien auf Gott angewiesen bleiben (siehe Konst. 812 und 813).

Alle Menschen können es, wenn sie sich immer wachsam und sorgfältig in ihrem Handeln um die Verwirklichung von Gerechtigkeit mühen – in immerwährender Wachsamkeit und Sorgfalt, die der besonderen Mitwirkung der Gnade Gottes bedarf, die aber auf eben diese Mitwirkung bauen darf. Diese „*fortwährende Wachsamkeit und Sorgfalt*“ ist keine schlaflose Ängstlichkeit, sondern die Offenheit für alle Anregungen zum Guten, die Bereitschaft, uns in den guten Taten zu bewegen, die Gott für uns vorbereitet hat.

Noch deutlicher wird das in einer Exerzitienbetrachtung im April 1619, in der Mary Ward erkennt, „*dass alle derartigen Bewegungen, die zum Gutsein anspornen, ob sie mit mehr oder weniger Wirkung kommen, so viel sie sind, immer von Gott kommen, und dass wir keinen Anteil an ihnen haben.*“ Unser Anteil, auch wenn er nur klein ist, besteht „*in der Mitwirkung oder Ausführung*“ (D 198 D). Bleibende Wachsamkeit und Offenheit sind notwendig, um die Anregungen Gottes zum Guten wahrzunehmen. Sorgfalt ist in der Ausführung des als gut Erkannten nötig, damit unsere Mitwirkung so gut gelingt, wie es in unseren Möglichkeiten steht. Wachsamkeit und Sorgfalt sind Voraussetzungen für das Ziel der „*vollen Hinwendung zu allen guten Werken und Eignung und Verfügbarkeit für sie*“, ebenso wie es Voraussetzung ist, frei zu sein „*von allem, was einen von irdischen Dingen abhängig machen könnte*“.

Die „*discreta caritas*“, das liebende Handeln, das in kluger Unterscheidung gründet, die „*liebevollte Sorgfalt in allen Dingen*“ (D 1532 F, p. 272) hängen nicht von Studien und dem Bildungsgrad ab, sondern davon, dass wir auf Gott hin frei sind und uns in Gerechtigkeit und Aufrichtigkeit üben.

„An diesem und dem folgenden Tag, als meine Betrachtungen die Beschaffenheit dieser Seinsweise weiter ans Licht brachten, kam mir vor, dass ich diese Besonderheiten eine nach der anderen, und zwar praktisch und nicht durcheinander, besser verstand als je zuvor; sie führten mich verschiedentlich zu diesem ersten Zustand als der Quelle und besten Voraussetzung für jemanden, der all dies gut ausüben will. Und von dort konnte ich ohne Mühe zu diesen (Besonderheiten) zurückkehren und mit großer Klarheit und einzigartigem Seelenfrieden ihre Vorzüglichkeit und Angemessenheit erkennen.

So war ein großer Teil dieser beiden Tage außerordentlich wohltuend und, so hoffe ich, nützlich. Denn ich komme zu dem Verlangen, gut zu sein (was ich, wie ich erkenne, nicht bin und ohne das es mir unmöglich zu sein scheint, etwas Gutes zu tun, zumindest entsprechend der Weise des Lebens, zu der ich, wie ich glaube, berufen bin; denn mein Wille ist so außerordentlich eigensinnig und verquer, dass er mich kein einziges Gut mit Sicherheit oder ohne Furcht, es wieder zu verlieren, besitzen lässt. Und wie sehr mich dieser Mangel an Sensibilität für Gottes Gnadenerweis in allem hindert, erkenne ich deutlicher, als ich es denen zeigen kann, denen gegenüber ich dazu verpflichtet bin). Ich bitte Sie demütig, von Gott meine Besserung zu erwirken und mir zu helfen, gut zu sein, wie viel es auch kosten mag. Geben Sie uns allen Ihren Segen.

Ihre immer unwürdige Mary Ward“

Die Besonderheiten der Lebensweise der Gemeinschaft bringt Mary Ward in der Ratio instituti zu Papier: die Verbindung von Ordensleben und Dienst für die Menschen, die Klausurfreiheit, die gewöhnliche Kleidung, sogar das Recht zur Entlassung von Mitgliedern, die die Voraussetzungen nicht erfüllen, all das erhielt seine Richtigkeit und rechte Beleuchtung aus der grundlegenden Seinsweise freier und auf Gott ausgerichteter Menschen.

Mary Ward spricht in Bezug auf sich selbst nicht von Gerechtigkeit, sondern vom Gutsein als der Quelle aller Tugenden und der Voraussetzung zum guten Handeln. Wir können deshalb das eine durch das andere ersetzen: Gutsein, Werke des Guten, aus Gutsein getan, und dass wir so gut seien, wie wir vor anderen erscheinen, und uns nicht besser zeigen, als wir sind.

Gut sein ist die Voraussetzung für unsere Mitwirkung an den guten Werke, zu denen wir geschaffen sind und die Gott für uns vorbereitet hat. Haupthindernis ist der Mangel an Sensibilität für Gottes Gnadenerweis, für Gottes Anregungen zum Guten: „*Ich empfangen immer, wirke aber nicht in allem mit und bleibe daher undankbar.*“ (AB 1, 15)

Gut sein und ganz Gott gehören sind für Mary Ward die zwei Seiten der einen Medaille. Im Oktober 1619 notiert sie „*eine kurze, unvollständige Erkenntnis des ausgezeichneten Zustands eines Menschen, der ganz Gott gehört: Dass nur solche, die dies in Wahrheit leben, stark und geeignet sind für all die guten Werke, die in dieser Welt getan werden müssen.*“ (D 213 C)